

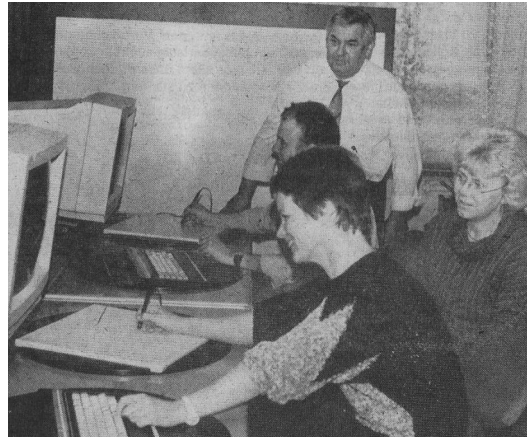
Mein 09.11.1989 und danach

Report und Betrachtungen

Vorgeschichte

In der mit modernen Computern aus dem westlichen Ausland ausgerüsteten Abteilung, in der ich als Ingenieur für Hard- und Software meine letzte DDR-Arbeitsstelle hatte, installierte gerade eine spanische Firma alles neu, was Jahre vorher von einer amerikanischen und einer Münchener Firma ausgerüstet worden war. Warum das erfolgen musste, kann ich nur erraten, bzw. von Bemerkungen Generaldirektors ableiten. Ich war beauftragt, mit die Nachfolgefirma auszuwählen und hatte eine japanische Firma favorisiert. Der Direktor, dazu befragt, warum dann aber die spanische Firma genommen wurde, meinte: „Das ist nicht deine oder eine fachliche Entscheidung, sondern eine politische“. Ich ärgerte mich darüber, dass meine Auswahl ignoriert wurde und versuchte noch mehr dazu aufzuschnappen. Es war nämlich gerade eine westliche Blockade für amerikanische Computertechnik in den „Ostblock“ verhängt worden.

So hörte ich einmal zufällig den Direktor bei einem Telefonat mit der spanischen Firma sagen: „Sie müssen schon unsere Vorstellungen realisieren, wenn ich ihnen einen Kontakt nach Moskau machen soll!“ „Aha“, dachte ich, „vielleicht soll das Embargo von Amerika nach Moskau mit Hilfe meines DDR-Betriebes über Spanien umgangen werden“. Weitere Beobachtungen schienen mir meine Theorie zu bestätigen.



*Konstrukteur mit Mitarbeiterinnen
in der Computer-Abteilung.*

Aus der Betriebszeitung März 1989

Ich war aber letztlich dann doch ganz zufrieden mit dieser „politischen“ Entscheidung, denn nun hatte ich plötzlich in der DDR-Firma moderne PC-Technik zur Verfügung und konnte so auch noch gelegentlich heimlich auf Arbeit privaten Zielstellungen nachgehen. Ich hatte damals nämlich zu Hause mit einem teils selbst gebauten PC und dazu „schwarz“ über den Caritasverband beschafften Teilen versucht, die Ostberliner Caritas zum Einsatz von PC zu bewegen, indem ich u.a. Software für ein Caritas-Lager schrieb, das mich manchmal auch mit Gegenständen versorgte, die im Handel nur schwer erhältlich waren.

Zurück zu meinem „Hauptberuf“:

Also, die spanische Firma versuchte, bei der Installation und Produktionsumstellung ihre vertraglichen Leistung zu erbringen, wobei ein wichtig-tuerischer leitender Mitarbeiter, ein Stasi-GMS, immer wieder versuchte, über kleine Lücken bei der Vertragserfüllung Sonderleitungen heraus zu holen. Ich saß während dessen meist an einem der PC, um Software-Hilfen für die Bedienung der Anlagen zu programmieren und kam so auch auf die Idee, eine eigene Konstruktions-Software für Zuschnitte zu programmieren. Verschiedene Anregungen dazu hatte ich ein wenig von der spanischen Firma abgeschaut, und die erforderliche Geometrie-Software hatte ich zuvor von einem Kollegen bekommen, der dem „wichtigen Mitarbeiter“ bei einer Dienstreise nach Ungarn gen Westen „entwischt“ war.



Programmierer (ich) hilft Mitarbeiterin am PC.

Aus Betriebszeitung 3/89.

Überschrift: Sozialistischer Wettbewerb

Zwar schaute ich immer mal mit einem Seitenblick, ob man mir nicht bei meiner Privat-Programmierung auf die Schliche käme, aber - wie ich dann später in meiner Stasi-Akte las - wurde ich als „politisch unproblematischer Fachidiot“ gehandelt, der aber ansonsten „Mitarbeiterinnen gern hilft“, wenn sie an ihrem PC nicht klar kamen.

Am 9.11.1989

hatte ich mit anderen Kollegen die spanischen Ingenieure ins Nikolai-Viertel in eine Edelkneipe auszuführen. So fiel ich spät abends zu Hause gleich ins Bett.

Am 10.11.1989

stand ich zeitig auf, um gegen 6 Uhr zu sehen, ob die Ablösung der Nacht- durch die Frühschicht reibungslos abließ. Als ich die noch menschenleere Straße betrat, rief mir unser Nachbar aus dem Fenster zu: „Die Mauer ist offen!“ „Alles klar!“, rief ich zurück, „Und was habt ihr gestern Abend Tolles getrunken“?

Eine halbe Stunde später betrat ich unsere „heilige“ Computer-Abteilung. Zu meinem Erstaunen stand die Tür offen, die sonst an Wochenenden oder wenn ohne Personal, versiegelt werden musste. Totenstille in den Räumen. Alle Produktions-Maschinen ausgestellt. Nur in einer Ecke fand ich Mitarbeiterinnen mit einer Sektflasche beschäftigt, von denen sich eine „gute Genossin“ bei einem Dienst-Einsatz irgendwo im Orient offensichtlich den Suff zugezogen hatte: „Wegen der Bakterien mussten wir täglich Whisky trinken“.

Leise lief ein Radio: „RIAS Berlin, eine freie Stimme der freien Welt“. „Westsender“ waren natürlich, besonders im „sozialistischen Betrieb“, streng verboten! Man teilte mir Verhalten mit: „Die Mauer ist offen! Die Nachtschicht hat alles abgestellt und ist wohl noch nachts nach West-Berlin, um mal zu gucken, ob das wirklich stimmt“. „Verstehe ich nicht“, entgegnete ich ungläubig, da ich noch keine Nachrichten gehört hatte, „macht euch mal an die Arbeit. Gleich wird der Chef kommen!“.



Ostberliner S- und U-Bahn-Fahrschein für 2 Fahrten a 20 Pfg.

Was danach geschah, habe ich vergessen oder verdrängt. Ich, der „unpolitische Fachidiot“, klemmte mich sicherlich wie immer hinter einen der PC und arbeitete weiter intensiv an meiner teils dienstlichen, teils privaten Software, so dass ich kaum mitbekam, was die Leitung der Abteilung umtrieb. Schon gar nicht interessierte mich dabei der Wichtigster, der außerdem „nebenbei“ der paramilitärischen Kampftruppe angehörte. „Was nun?“, hörte ich öfter um mich herum. Und der Kollege Konstrukteur wird sicherlich, wie sonst in zu lange Diskussionen hinein oder bei ausweglosen Situationen, hektisch gesagt haben: „Weiter, trotzdem weiter!“.

Als ich am frühen Nachmittag nach Hause kam, war da natürlich helle Aufregung. Die Kinder wussten zwar wenig mit allem anzufangen, aber meine Frau hatte auf mich gewartet, dass ich die Kinder übernehme, da sie sich schon mit einem unserer Freunde verabredet hatte, um nach Westberlin zu fahren. Vielleicht hatten sie auch ein paar Mark „Westgeld“, jedenfalls tranken sie am Kudamm ein Bierchen und telefonierten auch mit einem Westberliner Freund.

Die Kinder und ich setzten uns aufs Sofa und schauten im „Westfernsehn“ auf unserem teuren „Ost-Fernseher“ das seltsame Treiben an der Mauer und den Grenzübergängen an. Es drang alles nicht richtig in meinen Kopf! Ich hing meinem Gedanken nach und... blies Trübsal. Ich meinte, den „Westen“ ausreichend zu kennen, da ich einst in Westfalen im Gymnasium war und auch zu Lehrgängen nach München und Madrid reisen durfte - eher musste. „Was ist das für ein Widersinn“, dachte ich, „erst haben sie uns 40 Jahre eingesperrt und jetzt machen sie auf einmal das Gefängnis auf?“. Nein, ich hatte keinerlei Lust, auch „mal kurz nach West-Berlin zu fahren und zu gucken“. Wozu? Wenn meine Frau wieder zurück käme, würde ich in die Kneipe „U-Bahn-Quelle“ gehen und mir aus Frust und Ratlosigkeit „einen auf die Lampe gießen“.



„Ost-Autos“. Im Hintergrund „U-Bahn-Quelle“

Ich hatte noch immer „keine Lust auf Westen“. Da klingelte auf einmal ziemlich verzweifelt der Kollege „Trotzdem weiter“: „Was mache ich nur, mein Sohn ist verschwunden!“. Ich sagte, mit dessen 18 Jahren sei zu verstehen, dass sein Sohn „auch mal gucken“ wolle. Aber sein Trauma sei, meinte mein Kollege, dass seine Frau, als die Grenze noch geschlossen war, ohne ihm vorher etwas zu sagen, von einem genehmigten Familienbesuch im Westen nicht zurück gekehrt sei. Auf dem Tisch hätte nur ein Zettel gelegen: „Tschüss, ich komme nicht wieder!“ „Jetzt verliere ich auch noch meinen Sohn“, jammerte er. Na gut, so ich entschloss ich mich, ihn in das Aufnahmelager Berlin-Marienfelde zu begleiten, weil er meinte, dort wäre sicher sein Sohn, und ich würde mich ja „im Westen besser auskennen“.

An der sonst geschlossenen Übergangsstelle an der Oberbaumbrücke wartete mehr oder weniger geduldig eine große Menschenmenge, die immer wieder per Megaphon aufgefordert wurde, die Personalausweise geöffnet in die Luft zu halten, wobei eine Person nach der anderen in schier endloser Schlange durch die geöffnete Schleuse gewinkt wurde. An deren Ende winkte uns ein Offizier weiter, der einigermaßen angetrunken wirkte und stereotyp pausenlos wiederholte: „Immer durchtreten, meine Damen und Herren, treten Sie durch... weiter, weiter, bis zur Ewigen Seligkeit!“ Sicher war er frustriert über „die Zustände“. Gerade gab es noch den Schießbefehl an der

Mauer und nun „außer Spesen nichts gewesen“.

Mich hingegen ließ der Spruch von der „Ewigen Seligkeit“ aus dem Munde eines Offiziers grinsen und meine Fassung langsam wiederfinden. Bald hatte mein Kollege einen Bus ausgemacht, der uns nach Marienfelde bringen sollte. Der Bus war rappell voll. Man musste nur wieder den Ausweis hochhalten und brauchte keinen Fahrschein zu kaufen. Einige Westberliner Fahrgäste maulten unüberhörbar: „Schweineerei, die brauchen keinen Fahrschein und wir zahlen uns kaputt!“.

Aufnahmelager-Marienfelde:

Mein Kollege fragte den Pförtner, wo er seinen Sohn zu suchen habe. Da habe er keine Chance, meinte der Pförtner, es seien bereits Tausende in das Lager rein und viele auch wieder raus. Man sei völlig überfordert. „Und passen sie auf, dass Sie nicht zwischen Taschendiebe geraten!“ Dass wir bei der Suche im Lager chancenlos wären, konnte ich mir denken. Also traten wir ratlos den Rückweg an.

Es zeigte sich, dass mein Kollege viel besser „west-informiert“ war als ich: „Wir sollten uns das Begrüßungsgeld bei der Bank abholen!“ Während bei den Banken in Westberlins Mitte wahrscheinlich großer Andrang nach dem „Begrüßungsgeld“ herrschen würde, war in der kleinen Bank-Filiale in Marienfelde fast nichts los. Man hatte den DDR-Ausweis vorzulegen und es wurde hinein gestempelt, dass man das Geld erhalten hatte. Ich wollte gern für meine ganze Familie (2 Erwachsene und 4 Kinder) das Geld insgesamt abholen. „Da müssen die Personen schon her kommen“, meinte der Kassenangestellte. Aber nach einigem Zögern stieg er plötzlich auf seinen Stuhl und tat so, als ob sich er durch einen Blick aus dem Fenster von der Vollzähligkeit meiner Familie überzeugt hätte und sagt sehr laut, offenbar dass es seine anderen Mitarbeiter auch hörten: „Ach so, da draußen stehen sie ja alle“. Wir grinnten uns an. Fertig!



Unsere Familie 1989

Am 11.11.

kam völlig unerwartet mein Freund aus Hamburg mit seinem Campingbus bei uns an. „Wahnsinn, Wahnsinn! Toll! Ich gratuliere!“, sagte er immer wieder. Er lud unsere Kinder in seinen Bus und drehte einige Freuden-Runden mit ihnen in unserer Straße. Sie durften dabei aus dem offenen Dachfenster des Busses winken. Er machte viele Fotos, u.a. das mit den vielen „Trabis“, siehe oben.

Wie alles genau weiter ging, ist mir nicht mehr so geläufig. Ich hatte jedenfalls keine Lust, mich am allgemein ausgebrochenen Frust zu beteiligen, sondern rief einen Bekannten in München an, ob seine Firma Interesse an meiner Konstruktionssoftware hätte. Doch so einfach war die Telefoniererei gen Westen nicht! Man hatte eine seltsame Vorwahlnummer zu wählen, bekam aber meist stundenlang keinen Anschluss. Es gab angeblich nur eine Handvoll Telefonleitungen von Ost- nach West. Ging ich früher nachts zur Telefonzelle, um etwa Verwandte im Westen anzurufen, gähnte mich aus dem Hörer manchmal eine Stimme an, etwa mit: „Wer bist'n du?“. War das die Stasi-Abhörzentrale?

Ja, der Münchener Firmenbesitzer, mit dem ich früher, als er in Ostberlin arbeitete, manchmal „konspirativ einen trinken“ war, denn offiziell waren „West-Kontakte“ verboten, interessierte sich für meine Konstruktions-Software! Um Näheres auszumachen, fuhr ich meist mit dem Rad zu einer Telefonzelle im Westen, nämlich über die Elsenbrücke nach Kreuzberg. Nicht gerade der nächste Weg! Zurück gerufen werden konnte ich nicht. Für diesen Zweck besorgte ich mir später einen „Beeper“, der vier Birnchen hatte. Jedes Birnchen gehörte zu einer Telefonnummer. So konnte man zum Beispiel aus München signalisieren: „Ruf mal bei Gelegenheit oder auch sofort an.“ Also aufs Fahrrad und ab nach Kreuzberg...

Übrigens: Westberlin = DDR-Terminus für die „selbständige Einheit“ und West-Berlin = BRD-Auffassung von einem Stadtteil Berlins.

Ein erfahrener Konstrukteur, für den ich eigentlich die Konstruktions-Software geschrieben hatte, lieferte Konstruktions-How-Know und „konstruierte automatisch“ einige Produkte mit meiner Software. Ich verfertigte eine kleine Dokumentation dazu und fotografierte die Seiten auf DDR-ORWO-Diafilm. Dazu sollte dann in einer West-Fachzeitschrift ein Artikel erscheinen.

Meine Eltern wollten gerade versuchen, zu einem Verwandtschaftsbesuch nach Göttingen zu reisen. Da sie im Ost-Harz wohnten, hatte ich ihnen eingeredet, wir könnten ja durch den Harz via Braunlage über die nun offene Grenze fahren. „Das wird wohl nichts werden, denn die Straße ist sicher aufgerissen oder total zu gewuchert“, meinte mein Vater. Ich war aber sehr neugierig, ob es dennoch ginge, denn in meiner Kinderzeit gab es in unserem Ort noch einen Wegweiser „Braunlage 40 km“, der später aber entfernt wurde. „Da ist die Grenze und da wird geschossen!“, hatte mein Vater damals gesagt. Das hatte mir die Sache erst recht interessant gemacht: „Wie kann man einfach eine Straße weg reißen?“, hatte ich mich als Kind öfter gefragt und vielleicht könnte man dafür einen Waldweg entlang schleichen.

Also fuhren wir los. Die Straße verwandelte sich in Richtung Grenze in eine Art Feldweg. Vater schimpfte über das Geholpere: „Armes Auto. Wo ist denn die Grenze?“ Plötzlich stand da eine umgestülpte Obstkiste, darauf saß ein apathisch wirkender Grenzsoldat mit MP. Ich kurbelte das Fenster herunter und bemerkte leicht ironisch: „Sieht ja

gefährlich aus!“ Er antwortete, dass ja keine Munition drin sei. Ich fragte, ob man hier nach Braunlage käme. „Weiß nicht“, sagte er und winkte uns weiter. Ganz plötzlich wurde die Straße wieder normal und wir gelangten schließlich in den West-Harz und nach Göttingen, wo ich meinen ORWO-Film zum Fotografen zum Entwickeln brachte. Der meinte, so einfach sei das nicht mit Ostfilmen, er übernehme jedenfalls keine Garantie. In der Nähe des Fotogeschäftes funkelte bereits ein Weihnachtsmarkt mit seinen vielen Auslagen und Lichtern. Das war mir völlig unbekannt!

Irgendwo zwischen all dem Geglitzter stand ein abgehärmt wirkender Zirkus-Clown mit einem dünnen Esel, der die Passanten um Geld für das Winterfutter für seine Tiere anbettelte. Uns ließ er dabei aus. Wahrscheinlich sah er an unserer Kleidung, dass wir „aus dem Osten“ kamen. Ich drehte mich noch öfter nach ihm um. Wieso, gab es hier Bettler?

Meine Demo-Fotos und die zugehörigen Behauptungen erregten wenig später bei Erscheinen in der Fachzeitschrift einiges Erstaunen, denn an derlei Themen hatte schon ein West-Forschungs-Team längere Zeit für allerlei Fördermittel (?) gearbeitet.

Irgendwann baute ich wenig später in Berlin die Harddisk aus meinem PC aus. In der Hoffnung, dass ich sie in München wieder anschließen könnte, wickelt sie in Stanniolpapier und legte sie in eine Brotbüchse, mit Butterbroten darauf. So gerüstet löste ich eine Fahrkarte nach München. Am Bahnhof Berlin-Friedrichstraße marschierte ich in die Schleuse, die sonst nur „West-Besuchern“ und Ost-Rentnern mit lange und umständlich zu beantragenden Erlaubnissen vorbehalten war.

Ach du meine Güte! Da standen je 10 Grenzer in einer Art Spalier zu beiden Seiten und dazu noch in Dreierreihen, jeweils etwas erhöht, hintereinander. Sollten das wirklich ca. 60 Personen gewesen sein? Sah aus wie eine Arbeitslosen-Heer in Wartestellung! Irgendwie taten sie mir leid. So etwa wie die ratlosen Grenzer im späteren Film „Bornholmer Straße“.

Jedenfalls schob ich mich mit der Menschenschlange unbehelligt durch das „Spalier“ auf den „West-Bahnsteig“, kam irgendwann in München an, wurde abgeholt, baute die Harddisk ein und demonstrierte, was ich, der Konstrukteur und ein Kollege, der eine Datenbank dazu gesetzt hatte, entwickelt hatten. Es kam gut an!
„Wie nun weiter?“, wurde gefragt. „Erstmal ein Bier!“, sagte ich. und ein Mitarbeiter wurde sogleich beauftragt, ein Hefeweizen, ein mir noch unbekanntes Getränk zu holen.



DDR - Reisepass

Wir könnten sogleich in München in der Firma anfangen, hieß es. Aber wir alle drei wollten nicht von Berlin nach München ziehen. Ich aber kündigte in Berlin, ohne mich irgendwie abzusichern, von heute auf morgen und arbeitete nun freiberuflich. Und so wurde daraus ein anstrengendes Arbeitsverhältnis. Es ging zunächst viele Stunden per Trabant über die damals im Osten noch Betonplatten-holprige Autobahn und manchmal „online“ über ein super langsames Modem als Verbindung zum Münchener Computer. Bei mancher U-Bahn-Durchfahrt neben unserem Haus riss aber der Modem-Daten-Verkehr ab. Ich versuchte dann in München anzurufen, dass jemand am Firmen-Computer ein Reset mit meiner Verbindung machte.

Später sammelte der Schulfreund aus Hamburg bei meinen ehemaligen Mitschülern für ein „West-Auto“ für mich. Das war dann ein Ford-Diesel, dessen ständige Ölpfütze unter dem Motor ihn wohl nicht allzu teuer machte. Der Freund fuhr ihn mir mit der längst abgelaufenen TÜV-Marke unbehelligt durch die Grenze nach Ost-Berlin, wo ich dann 5000 (!) Ost-Mark Zoll zu bezahlen hatte. „So ist das, wenn man mit einem West-Auto angeben will!“, sagte der Zöllner auf mein Maulen hin.

Nachwort:

Wenn man das alles so liest, kann man meinen, „der Georg hat sich ja prima durch die DDR-Zeit gewurstelt“.

„Vielleicht war er ja selbst bei der Stasi?“, wurde auch gefragt. Dazu weiter unten.



Forum-Schecks bekam in geringem Umfang man nach Dienststreifen. Man durfte damit im Intershops "Westwaren" einkaufen

So ist das wahrscheinlich im Leben: Die gefährlichen oder bösen Sachen vergisst man eher.

Hier Beispiele:

Als ich bei meiner (nicht genehmigten) nebenberuflichen Caritas-Tätigkeit den Caritas-Direktor fragte, ob man hier in seinem Büro abgehört werden könnte, meinte er: „Selbstverständlich! Allerdings weiß ich nicht, wie. Erzählen Sie daher am besten hier keine problematischen Interna!“.

Manchmal kam der Caritas-Direktor zu mir nach Hause. Hatten wir den Termin telefonisch ausgemacht (sonst nicht), stand in Nähe des Hauses ein Auto Marke „Schiguli“ mit zwei „Stasi-Lederjacken“ darin. Vielleicht hatten sie Abhörgeräte für bereits installierte „Wanzen“ dabei? Als ich das Küchen-Fenster öffnete und länger auf das Auto schaute, fuhren sie „ertappt“ weg.

Einmal bemerkte ich, dass „Lederjacken mit Herren-Handtäschchen“ unsere Nachbarin aufsuchten. Sie hatten genau abgepasst, dass der Ehemann außer Hauses war. Später erzählte die Nachbarin, dass man es auf ihre Tochter abgesehen hatte: Diese hatte, für uns zunächst unverständlich, die Ausreise nach dem Westen bekommen und war dort an einer Universität tätig. Sie sollte nun bewegt werden, dort Spitzeldienste für die DDR zu leisten. Wenn ihre Eltern sie nicht dergestalt beeinflussten, würden sie ihre Tochter nie wieder sehen! Und: „Das dürfen Sie unter keinen Umständen weiter erzählen!“ Ich fragte dazu den Caritas-Direktor. Er gab folgenden Rat: „Alle Bekannten anrufen und ihnen das erzählen! Dann kommt die Stasi eventuell nie wieder zu ihren Nachbarn!“. Perfekt, das war ein guter Rat!

Mit der Kirche, speziell der Caritas, konnte es sich die DDR nicht verderben, denn über sie kam für die DDR viel „Westgeld“ für Freikäufe, Kirchenbauten und sonstige Sonderleistungen rein. Wenige kirchliche Mitarbeiter durften auch per Auto nach Westberlin und brachten von dort wichtige Dinge im Kofferraum mit, die es in der DDR nicht gab. So für mich einmal eine komplette PC-Ausrüstung. Der Kofferraum dieser Autos wurde meist an der Grenze nicht geöffnet. Wurde er mal geöffnet oder wurden sogar Dinge konfisziert, dann war das ein Zeichen für eine „Schlechtwetterlage“ zwischen Staat und Kirche, der die Kirche unbedingt ausweichen musste. Später versuchte der Ost-Caritas-Verband, West-PCs offiziell über den DDR-Außenhandel zu beschaffen. Unglaubliche 100.000 Mark wollte die DDR für einen PC-Platz kassieren!



Briefmarke 20Pfg.
Lenin-Denkmal am Lenin-
Platz (längst abgerissen)

Eine andere Geschichte war die mit dem „guten SED-Genossen“, nennen wir ihn Heino. Ich arbeitete damals im Kundendienst für DDR-Großrechner. Man hatte in der Stasi-Zentrale in der Normannenstraße eine Havarie eines Hauptspeichers. (Die wenigen Megabyte beanspruchten damals Kleiderschrank-Größe). „Das ist dein Spezialgebiet, Georg“, meinte mein Chef. Während ich also mein Werkzeug einpackte, winkte mich Heino beiseite: „Geh um Himmelswillen da nicht hin! Erstens können wir dich dann nicht mehr im Auslands-Kundendienst einsetzen, zweitens werden sie dich sicher unter Druck setzen, dass du da arbeitest. Lass dich krank schreiben“. Also begann ich sofort abscheulich zu husten und besorgte mir bei einem ärztlichen Bekannten eine Krankschreibung. Allerdings sollte ich unbedingt noch den Wartungsingenieur bei der Stasi anrufen, was ich unter vorgetäuschem Husten und Krächzen tat. So war ich durch Heinos Hinweis einer Katastrophe entgangen.

Mit Heino hatte ich mich für einen mehrjährigen Kundendienst, in Moskau und Neu-Delhi (mit meiner Frau!) beworben. „Da können wir immer mal zusammen ein Bier trinken“, meinte Heino. In Moskau Jugo-Sapadnaja übernachtete ich öfter bei Einsätzen. Heino hatte dort bereits eine temporäre Wohnung. Er führte mich in die KGB-Spitzel-Gepflogenheiten ein. Unter anderem hatte er bestimmte Türen und Schubladen mit winzigen Fädchen versehen, so dass er erkennen konnte, ob in seiner Abwesenheit etwas geöffnet worden war. Und sie waren es, obwohl er niemandem einen Schlüssel gegeben hatte. Heino wurde später in Indien eingesetzt. Es sollten nach dort DDR-Großrechner verkauft werden. Wenig später starb Heino „durch einen Unfall“ in einem Hotel in Berlin. Wusste er zu viel? Seiner Familie standen plötzlich alle Türen offen, u.a. was Wohnung und Ausbildung betraf. Für mich damals ein realer Krimi!

Zu meinem „Familien-Einsatz“ in Moskau oder Delhi kam es nicht: „Du hast dich zu viel unsozialistisch geäußert!“, sagte mir jemand durch die Blume. Mir war das angesichts der Tragödie von Heino sehr recht!

Einmal äußerte ich zu Otto, nennen wir ihn so, dass mir das alles Angst mache. Er sagte nur, „dann kauf dir ne Windelhose“. Otto war gerade aus der Partei ausgetreten. Ich wusste nicht, dass das überhaupt möglich war. Ich wurde während dessen mehrmals gefragt, ob ich nicht endlich in die SED-Partei eintreten wolle. Ich sagte ausweichend, dass ich mich dazu nicht reif genug fühle. Natürlich war das eine Art Heuchelei. Man ließ nicht locker: Ganz sicher würde ich ihr bester Genossen werden. Da rückte ich heraus: Großvater und Vater, eigentlich alle, seien als Christen in der CDU, außerdem hätte ich einige Jahre in Westdeutschland gelebt... Da gab die auf mich angesetzte Genossin endlich Ruhe.

Na klar, fand sich nach der Wende eine Stasi-Akte von mir. Man erhielt einen Termin, um sie unter Aufsicht in einem Lesesaal zu lesen. Vieles darin, wo es sich um Aussagen zu anderen Personen handelte, war von der „Stasi-Unterlagenbehörde“ geschwärzt worden. Und es stehen auch viele unerhebliche, teils lächerliche, Details darin, aber auch sehr viele Anweisungen, wer mich wie und wann zu beobachten hatte.

Nur zwei Dinge aus meiner Stasi-Akte:

Erstens: Ich erkannte auf einem Blatt die Handschrift meines vorgesetzten Kollegen Ulf. Es war sein Reisebericht über eine gemeinsame Reise ins „NSA“ (Nicht Sozialistisches Ausland).

Zum Schreiben des Dienstreise-Berichtes wurde man einzeln eingeschlossen. Besonders war uns eingeschärft worden, uns bei der Dienstreise mit keinem Westdeutschen an einen Tisch zu setzen, diese wollten uns nur aushorchen und anwerben. Und nie unsere richtige Adresse zu nennen! Sich eine ausdenken und merken! Wenn es doch einen „Westkontakt“ gäbe, sollten wir genau über diese Person Auskunft geben: Beruf, Wohnort, Einstellung zu „unserem Staat“. Ulf und ich hatten uns aber vorher zu einer nicht existenten Person mit deren Äußerungen abgestimmt. So schrieben wir also, aber übereinstimmend, den größten Unsinn. Ulf fügte noch einige aus den Fingern gesaugte Lobsprüche über mich und meine „positive Einstellung zur DDR“ hinzu. Als ich nach der Wende die Aufdeckung der Tarnnamen in meiner Akte anforderte, stellte sich heraus, dass Ulf, mit dem ich öfter ein „Schlückchen“ trank, um „unlösbare DDR-Probleme“ zu erörtern, als IM (informeller Mitarbeiter) der Stasi geführt wurde, was mich doch einigermaßen, aber nicht dauerhaft, erschüttert hat. Ich hatte ihm zwar haufenweise erzählt, auch über meine Mitarbeit bei der Caritas, aber offensichtlich hat er dicht gehalten!

Zweitens: Am Ende meiner Stasi-Akte mit vielfältigen aufwändigen Überprüfungsberichten steht folgendes zu lesen: „Abschlussbericht zur OPK (operative Personenkontrolle) von Rechner“ (Rechner sollte offensichtlich mein Deckname werden).

„Die erarbeiteten Informationen zur Person M. haben ergeben, daß sich der M. von seiner subjektiven Seite nicht für eine inoffizielle Zusammenarbeit mit dem MfS eignet“...

Die „inoffiziellen Kontrollmaßnahmen sollten aber durch die eingesetzten IMS und GMS weitergeführt werden“... Akte mit 215 Blatt war zunächst mal versiegelt und abgelegt worden. Unterschrift: Ein Stasi-Oberleutnant. (Abkürzungen siehe bei www.stasiopfer.com/abkuerz.html)

War ich eigentlich feige? Vielleicht ja, denn ich habe nie eine öffentliche Konfrontation gesucht. Um irgendwelchen „Politzirkus“, wie manche Versammlungen oder Demonstrationen, habe ich mich meist herum mogeln können. Ich übernahm statt dessen irgend einen missliebigen Dienst oder erfand eine wichtige Wartungsaufgabe an den Computern. Bei den Aufmärschen zum 1. Mai oder anderen Gelegenheiten trug ich mich vorab in die Liste ein. Ging dann aber nicht hin oder log, dass ich ein Stück weiter hinten gehen musste, da ich sonst Massenpanik bekäme. Oder ich marschierte ein Stück (z.B. die ehemalige Stalin-Allee entlang) mit und musste dann „mal kurz hinter die Büsche“, ehe die Allee kurz vor dem „Einlauf“ der Parade vor der mit Hurra zu begrüßenden Staatsmacht auf Tribünen beidseitig dicht von den „Lederjacken mit Handtäschchen“ gesäumt wurde. Andere Personen schienen auf dieselbe Idee gekommen zu sein, sich in die Büsche zu schlagen, denn die etwas abgelegenen Kneipen waren rappend voll. Mag sein, dazwischen waren auch Stasi-Leute, die „Stimmungen und Meinungen“ zu auszuspähen hatten.

Zu „Wir sind das Volk“-Protestdemonstrationen, zu denen auch meine Frau und Freunde mit Schildern in Richtung Alexanderplatz zogen, ging ich allerdings nicht mit. Eben doch „zu feige“?

Und durch die DDR „prima durch gewurstelt“ oder nicht? Wie soll ich das beantworten? Mir fällt dazu aber eine Zeile aus dem uralten Kirchenlied „Lobe den Herren“ dazu ein: "In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet..."

Wie das aber nun alles im „Turbo-Kapitalismus“ aussieht, das steht auf einem anderen Blatt! Vielleicht sind uns dafür bei unserer „DDR-Käfighaltung“ manche anderen Probleme erspart geblieben?

Während der freiberuflichen Mitarbeit nach der Wende bei der Münchener Firma flog ich zwar nicht mehr zu Computer-Installationen in die ehem. Sowjetunion, sondern u.a. für die Firma zu Industrie-Messen nach Amerika, wo ich einen privaten Austausch meiner Kinder mit Kindern von dort, sowie Musiker-Austausche organisieren konnte, und selbst auch Freunde gewann. Außerdem gab es in München Einladungen zu lustigen Betriebsfeiern. Diese Kontakte sind immer noch freundschaftlich und müssen nicht mehr „konspirativ“ sein wie vor Mauerfall und Wende.



*Firmenausflug auf der bayerischen Isar.
Hinten spielt eine Blaskapelle.*

Bad Sulza, 09.11.2019

Alle Namen geändert oder weg gelassen!